

Oral History of Tibetan Studies. 2023. *Ein Interview mit Dr. Helmut Eimer.*
<https://oralhistory.iats.info/interviews/helmut-eimer/>

Interview geführt am 17.08.2019 in Bonn von Daniel Wojahn.

Transkript von Marlene Erschbamer.

Korrektur von Daniel Wojahn und Ulrike Roesler.

Kürzel: HE= Dr. Helmut Eimer, IN=Interviewer

IN: Lieber Dr. Helmut Eimer, vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen und uns ein Interview für das Projekt *Oral History of Tibetan Studies* gewähren. Könnten Sie uns berichten, wie ihre wissenschaftliche Laufbahn begann? Was hat Sie bereits in der Jugend geprägt?

HE: Im Jahr 1956 machte ich Abitur an einer humanistischen Schule. Es war eine Traditionsschule, das Gymnasium Phillipinum in Marburg. Da hatte ich natürlich eine humanistische Ausbildung gehabt, mit den alten Sprachen. Neue Sprachen, die hatte man auch, aber das war nur Nebensache. Und ich überlegte - oder wurde zum Überlegen gezwungen - was studierst du? Man hatte mir zwar auch gesagt, du könntest ja auch Ingenieur werden für Papierherstellungswesen oder sonst was. Die Familie – was noch an Familie da war – wollte mich zum Medicus machen. Da habe ich überlegt: Papierherstellung hätte Geld gebracht, aber ich hätte es gesundheitlich nicht gekonnt. Medicus auch nicht. Ich habe gesehen, was es hieß Arzt zu sein, denn ich lebte in einem Arzthaushalt, bei der Schwester meiner Mutter. Da mein nächstältester Bruder in Hamburg studierte, gab es für mich nur die eine Konsequenz aus wirtschaftlichen Gründen auch nach Hamburg zu gehen. Wir konnten uns da das Zimmer teilen.

Ich überlegte – das war auch schon lange vorher die Richtung, in die ich gedacht hatte – ins Bibliotheksfach zu gehen und Fachbibliothekar in wissenschaftlichen Bibliotheken zu werden. Dazu konnte man klassische Philologie gut gebrauchen. Das war damals angemessen und als ‘Sahnehäubchen’ wollte ich mich sprachwissenschaftlich orientieren. Indogermanistik war so unheimlich interessant. Man nannte das damals noch nicht indoeuropäisch, sondern indogermanisch. An der Universität Hamburg gab es keine direkte Indogermanistik. Und ich dachte mir, Sanskrit ist eine der wichtigsten Sprachen für den ganzen Bereich, machst du das mal. Ich ging dann zur Indologie, schrieb mich ein, traf auf Doktor Frank Richard Hamm.

Bei ihm erhielt ich den ersten Unterricht und als ich mich zum zweiten Semester dann wieder einschrieb, sagte er: „Herr Eimer, ich biete jetzt Tibetisch an. Wollen Sie da mitmachen?“ Bedenken Sie, Tibetisch, viele Sanskrittexte sind nicht im Tibetisch erhalten, gerade aus dem Buddhismus, das war nicht sein Gebiet. Ich leckte Salz und machte den Tibetisch Kurs mit, an dem übrigens auch der Ordinarius der Indologie in Hamburg, Professor Alsdorf, teilnahm.

IN: Das war 1956?

HE: Ja, Das war im Winter 1956 auf '57.

Wie lernten wir Tibetisch? Buchstabenweise. Wir sprachen tibetisch jeden einzelnen Buchstaben aus: *bsgrubs*, *'bras*, usw. Doktor Hamm konnte wahrscheinlich auch das gesprochene Tibetisch, zumindest in begrenztem Maße, aber das wurde nicht unterrichtet. Er machte uns darauf aufmerksam, das Ganze geht so und so in die Richtung. Und dann habe ich da bei ihm die Kurse gemacht und habe dann natürlich in der Indologie furchtbar laboriert. Man hat ja in der Indologie die Nebenfächer Pali, Vedisch, usw. bis zum Prakrit, all diese Sprachen habe ich gelernt. Und das habe ich bieder und solide studiert und mich da so durchgeschlagen. Das war also nicht ohne. Mehrere Sprachen. Ich hatte zeitweise sogar noch Altiranisch dabei. Und dann habe ich auch noch ein bisschen Chinesisch gemacht. Es war einfach zu viel.

Auf jeden Fall, nach neun Semestern, d.h. 1961, habe ich meinen guten Doktor Hamm gefragt, worin ich denn promovieren könne. Damals gab es keinen Magister, es gab nur die Promotion für rein wissenschaftliche Fächer. Man musste drei Fächer haben. Das war keine Hürde. Und dann haben sich Doktor Hamm und Professor Alsdorf gemeinsam überlegt, was ich untersuchen sollte. Sie kamen mit drei Vorschlägen:

1. Butöns Verzeichnis der aus dem indischen ins Tibetische übersetzte Schriften;
2. *Bodhipathapradīpa* des Atiśa nach tibetischen Quellen mit Kommentar;
3. Udānavarga vivarana mit Kommentar, das jedoch gleich rausfiel. Das ist mehr als ein ganzer Band Tanjur (*bstan 'gyur*)!

Das war einfach irre lang so einen Text zu bearbeiten nach den Regeln, die ich von der klassischen Philologie und schon von meiner Schule her kannte—unvorstellbar lang! Das war einfach zu viel. Zu viel Fläche. Also das hätte man mit den heutigen Methoden kurz cursorisch durchgelesen und dann inhaltlich paraphrasiert. Das wäre wohl gegangen, aber darauf war ich nicht eingestellt. Und meine Ausbildung auch nicht.

Dann habe ich mich auf Atishas *Bodhipathapradīpa* mit *pañjikā* (Kommentar) eingelassen und bearbeitet und mich dann im Laufe der Jahre „durchgewurstelt“, links und rechts und diagonal, wie man das so macht. Kam aber zu keinem Ergebnis, das mir und meinem guten Doktor Hamm, der dann später Professor wurde, als vorlegenswert erschien. Die Ansprüche waren natürlich sehr hoch. Präzise Textkritik, Textanalyse, und dergleichen mehr; indische Parallelen und da wird's dann schon ganz schön kriminell, die Menge, die man da machen muss.

Ich folgte dann Hamm über eine Zwischenstation in Berlin bis nach Bonn. Eine völlig neue Welt natürlich. Ich war in Berlin Hilfsassistent und bin auch hier in Bonn Hilfsassistent gewesen. Da mich Hamm so betrachtete als hätte ich den damals eingeführten Magister, konnte also die bessere Stufe der Hilfskräfte als Bezahlung bekommen, um überhaupt leben zu können.

IN: Wie viele Stunden pro Woche haben Sie da gearbeitet?

HE: 25 Stunden. Das war die normale Anzahl. Man hätte auch 12,5 haben können, aber das reichte ja vorn und hinten nicht. Da hätte man ein dickes Portemonnaie im Hintergrund haben müssen. Und dann ging es in die Bonner Arbeitsmühle. Professor Hamm musste sich an das Ordinariat hier in Bonn, was anstrengender war als in Berlin, gewöhnen. Ich mich musste mich an die Arbeit hier gewöhnen. Und kam auch hier nicht recht weiter mit der Arbeit. Schließlich kam der Sonderforschungsbereich (Materielle Kultur Tibets und der Mongolei) und da hieß es zuerst: „Ja, Herr Eimer, gehen Sie mal nach Schweden und arbeiten Sie die Sven Hedin Handschriften dort auf!“

IN: Das war noch in der Phase der Promotion?

HE: Noch vor der Promotion. Aber nach dem Magister. Ich hatte 1967 den Magister gemacht mit meiner Arbeit über *Buddhistische Begriffsreihen als Skizzen des Erlösungsweges nach tibetischen Quellen*.

Dann ging ich nach Schweden. Dreimal für eine Kampagne von jeweils einem Monat und habe natürlich keinen Katalog schreiben können in der Zeit; zumindest nichts, was man als richtigen Katalog ansieht, mit Kolophonen und allem Drum und Dran. Ich machte eine Handliste. Aber selbst die war schon dreihundert Seiten lang. Und, sehr interessant, nicht für den Historiker, sondern für den Forscher volkstümlicher Religionen. Wir haben da an die fünfhundert kleinen volkstümlichen Texte drin. Und unter anderem etwas ganz Abenteuerliches, was ich erst Jahrzehnte später verstanden habe: „ein Gebet zur Wiedergeburt eines Geistlichen“. Dieses Gebet war aber nichts weiter als ein stiller, geheimer Protest gegen die Sowjetmacht der Mongolei bei der Wiedergeburt des letzten Jebtsundamba Khutukhtu. Wahnsinnig interessant! Aber so einen Text muss man dann immer wieder ventilieren, bis man es raus hat.

In der Zeit habe ich gemerkt, dass mit *Bodhipathapradīpa plus pañjikā* nichts zu machen ist. Aber, es hing ja auch noch die Vita des Atiśa dran. Und hier in Bonn hatte ich Möglichkeiten jede Menge Material zur Vita des Atiśa zu kriegen. Sogar Professor Hamm, der damals zwischendurch nach London fuhr, besorgte mir Dinge. Dann kamen die verschiedensten Fachgelehrten hierher. Und man hörte immer wieder Neues. Und schließlich hatte ich - sage und schreibe - etwa 40 verschiedene Quellen zur Biografie des Atiśa in der Hand. Die habe ich kurz charakterisiert. Jeweils immer neben den üblichen Hilfskrafttätigkeiten. Ich habe nicht unterrichtet, aber viele Hilfskraftarbeiten gemacht in unserem Seminar der Indologie und im Zentralasienseminar. Ich habe weiterhin Materialien für Atiśa weitergesammelt, vor allem die Biografien.

Und eines Tages wurde Professor Hamm krank. Er starb dann 1973. Kurz vorher empfing er mich zu einem Gespräch über mein Fortkommen. Und da sagte ich ihm: „Ich habe das und das

und jenes über Atiśa”, und da sagte er: „Na, nichts wie ran!” Vier Monate später war Hamm tot und Michael Hahn trat seine Nachfolge als Professor der Indologie an. Michael Hahn übernahm die Betreuung meiner Promotion mehr oder weniger. Zunächst noch mit Einschränkungen hat er mir dann aber sehr geholfen die Arbeit auf ein Maß zu bringen, was vertretbar war.

Hamm starb im November 1973 und im März 1974 lag die fertige Dissertation vor, weil ich eben das ganze Material zur Hand hatte. Wir hatten im Sonderforschungsbereich auch immer Sitzungen zum Methodischen. Ich habe da einiges zum Methodischen gelernt, und zwar ganz Wesentliches. Dass man zum textkritischen Kalkül auf jeden Fall das quellkritische Kalkül einbeziehen muss. Und darüber war—jedenfalls damals—nichts bekannt gewesen. Ich habe verschiedene Kollegen, auch Historiker, gefragt, sowohl Studenten als auch Assistenten und die wussten alle von der reinen Theorie nicht viel, geschweige denn, dass diese Theorien und Methoden bis in die 1920er Jahre zurückgehen, oder noch früher.

Ich habe mich da also durchgeschlagen und auch von Kollegen aus dem Sonderforschungsbereich einige positive Zurechtweisungen bekommen (lacht). Ich sage ruhig Zurechtweisungen. Jedenfalls, es war fertig, die Arbeit über Atiśa.

Dann hat das zwei, drei Jahre gedauert, bis ich die Buchausgabe fertig machen konnte. Das war früher sehr viel schwieriger. Man hatte keinen Computer. Man musste alles mit der Schreibmaschine schreiben. Und wehe, wenn der Satz geändert werden musste. Dann musste die ganze Seite neugetippt werden.

IN: Die ganze Seite?

HE: Ja, die musste neu geschrieben werden. Sie konnten nichts übernehmen usw. Die technischen Voraussetzungen...ich habe ja die technische Revolution quasi miterlebt. Zunächst musste man die Handschriften original haben. Dann ließ man sie sich abschreiben. Dann konnte man sie verfilmen, nur das war furchtbar teuer. Dann konnte man sie per Xeroxgerät kopieren. Das war schon erheblich günstiger. Und schließlich konnte man sie scannen. Ich habe übrigens in der Zeit, in den späten 1960er Jahre eine Xerokopie des gesamten Lhasa-Kanjur über Film betreut. Darüber gibt es auch ein Heftchen von mir. Die hat dann natürlich auch viel Arbeit gekostet. Da habe ich meinen guten tibetischen Informanten Pema Tsering sehr einsetzen müssen. Ich selbst konnte, da ich so schlecht Tibetisch verstand, nicht gut weiter. Ich hätte natürlich vom Mund gesprochenen Tibetisch ausgehen müssen. Das konnte ich aber nicht, das habe ich auch bis heute nicht gelernt.

IN: Waren Sie damals in Lhasa?

HE: Nein, in Bonn. Die Verfilmung fand nach einem Schema, das ich vorgegeben hatte und nach Rücksprache mit Professor Hamm, in Marburg an der Lahn, statt. Da war die Staatsbibliothek ausgelagert zum Teil. Bis 1973 war das, glaube ich. Und da fand die Verfilmung in ganz engen Räumen statt. Und da mussten dann die Korrekturen nachgeprüft werden. Und das machten wir unter meiner Aufsicht. Und da bin ich mal eine Woche in Marburg gewesen.

IN: Und wenn Sie sagen, das war ein spezielles Verfahren, was meinen Sie damit?

HE: Das war ein Verfahren, wo es darum ging, a) den Film und b) den Copyflow auszurechnen. Es ging ja immer um die Frage: Reicht das Geld? Und man steckte eben sehr viel Arbeit rein und wir haben von dem Lhasa-Kanjur mindestens vier Kopien hergestellt, die sich jetzt an verschiedenen Orten weltweit befinden. Eine hier in Bonn, eine in Rikon in der Schweiz, eine in Hamburg, glaube ich, eine in Canberra, Australien und eine in Seattle, USA. Und eine noch irgendwo in Japan. Also eher so fünf, sechs.

Dann war also die Atiśa-Biografie durch. Im Nachgang zur Atiśa-Biografie habe ich dann *Bodhipathapradīpa* ohne Kommentar bearbeitet herausgegeben. Und das ist eine Ausgabe bzw. der erste Versuch, wie man sowas machen muss. Ich glaube, das war eine der ersten Ausgaben nach so vielen Textzeugen, es waren 14, denke ich. Und da habe ich eben auch das machen können, was nötig ist, bei Ausgaben klassisch tibetischer Texte. Man muss versuchen die Überlieferung zu verstehen. Man muss versuchen, wie sind die Quellen auseinander gegangen? Wie hängen sie zusammen? Was ist da geschehen? Zum endgültigen Ergebnis wird man selten kommen. Aber immerhin hatte ich die ersten Ansätze dazu gebracht.

IN: Und wo kam die Idee dafür her?

HE: Ich hatte den Text so vorbereitet, wie ich ihn für meine Dissertation vorbereitet hatte. Und habe dann der Sache nur eine Neuübersetzung beigegeben. Da habe ich ein paar Fehler drin, das gebe ich zu. Auf jeden Fall ist das eine Ausgabe, zu der ein Rezensent mal schrieb: „Eimer hat das geschafft, was nicht üblich ist in der Buddhismuskunde: ein zuverlässiges Buch“ (lacht) Es klingt hart. Nun gut.

Dann hatte ich noch meine ganzen Vorarbeiten für die Atiśa-Biografie in der Schublade, die ich dann in zwei weiteren Bänden rausgehauen habe als synoptischen Text. Das ist eine Schnaps-idee von mir gewesen, aber ich meine, es war trotzdem richtig. Ich versammle dort die Textstücke und zum Teil Fragmente aus den vier wichtigsten Quellen, und zeige, wie da gepatcht wurde in der historischen Überlieferung. Es wurde immer wieder abgeschrieben. Leicht modifiziert. Man sieht dann, wie sich das verändert. Zudem konnte ich feststellen, dass die frühen

Kadampas einen vom standardtibetischen—wenn man das überhaupt so nennen kann—abweichenden Dialekt hatten. Professor Ulrike Roesler hat jetzt nachgewiesen, dass der Dialekt auf 'Phan po zurückgeht, das heißt also die Gegend um Reting. Und da hatte ich das fertig.

Dann hatte ich nach Walther Heissigs Anordnung und um meine Haut zu retten im Sonderforschungsbereich – ich bin ein paarmal ordentlich rasiert worden, um es mal so zu sagen – furchtbar viel geschrieben, auch schon damals. Kleinkram hier und dort.

Und eine weitere Sache, einen Faden, den ich habe hängen lassen: in Stockholm, am Etnografiska Museet – nebenbei haben wir auch noch Uppsala mitgenommen; da war meine Frau dabei und hat mir geholfen – habe ich die Drucktechnik verstanden. Wie druckt man in Tibet? Mit Holztafeln, gut, okay. Wie korrigiert man Drucktafeln? Man schneidet raus und klebt neu rein. Was macht man aber, wenn eine ganze Seite neu gedruckt werden muss? Wie entsteht eine Holzdruckplatte? Diese technischen Fragen habe ich mir gestellt und erfuhr, dass man nicht direkt die Spiegelschrift auf den Block schreibt. Das könnte niemand. Da sagten alle: „Das ist doch ganz unmöglich!”

Ja, aber wie kommt die Schrift auf den Block? Technologie. Womit druckt man? Welche Farben? Rot, aber meist Schwarz. Also wurde Ruß genommen. Und Ruß war ja auch sehr praktisch für die Tusche. Man schrieb also mit Tusche auf ein Blatt. Und was machte man mit dem Blatt? Oh Graus! Man klebt es mit seiner Schriftseite auf den Holzblock. Akt eins. Und hielt das Ganze ein bisschen feucht. Igitt! Und dann zog man es ab und dann hatte man auf dem Holz die Rußpartikel drin, die nun auf das Holz übergewandert sind. Jetzt konnte man schnitzen. Diese Technik muss man verstehen, um zu begreifen, wie in Tibet gedruckt und nachgedruckt wurde.

Wir hören von Kanon Ausgaben aus Derge. 1000 Abzüge! Das arme Holz! Das kann das nicht. Im Abklatsch hat man ein zweites Set Drucktafeln in China gemacht, die Yongle-Ausgabe von 1410. Das las man überall. 1606 dann die Wanli-Ausgabe. 1684–1692 unter Kangxi, später dann eine zweite Ausgabe. Da hat man immer wieder mit diesem Abklatschverfahren ermöglicht und die Platten genommen. Das heißt, sie haben satzspiegelidentische Abzüge. Und das ist nicht nur dort gemacht worden. Das habe ich aber in den Stockholmer Gebetsblockdrucken, wo ja tausende gebraucht wurden, gesehen, dass das üblich war. Aber Sie erkennen die Unterschiede anhand der ganz kleinen Differenzen. Das verschiebt sich. Mal wird ein Buchstabe nicht richtig gesehen, usw. Also, diese ganzen drucktechnischen Sachen habe ich in Schweden erkannt und habe sie immer wieder veröffentlicht.

Die erste Veröffentlichung erschien 1970 unter dem Titel *Satz- und textspiegelidentische Pekinger Blockdrucke in tibetischer Sprache*. Blödsinn würde jeder sagen! Das hat seinen Grund (lacht). Ich habe jedenfalls sehr viel darüber geschrieben und dann kamen zusätzlich zum Sonderforschungsbereich die Projektgruppen und Projekte. Eines dieser Projekte war das von Professor Hamm zum *Rab tu 'byung ba'i gzhi (pravrajyāvastu)*, was noch nicht gedruckt war und im Sonderforschungsbereich veröffentlicht werden sollte. Nachdem Professor Hamm

verstarb, bekam ich die Materialien und den Auftrag vom Sonderforschungsbereich: „Machen Sie das fertig!“

Text? Übersetzung? Nein, ich mache nur den Text. Den habe ich mir vorgenommen, aber ich habe über das Material, was Hamm hatte, hinaus vieles mehr in der Hinterhand gehabt. Und ich hatte ja verstanden, dass wir verschiedene „Pekinesen“ haben. Also Pekinger Drucke sind nicht dasselbe. Sie unterscheiden sich und sie sind gefriemelt, also verändert worden durch Einkleben von Stücken, durch Tilgung, usw. Wenn man einen Nachdruck aus Japan in die Hand nimmt ihn überliest und sich das Schriftbild ansieht, stellt man fest, dass das der reinste Friedhof von Veränderungen ist! Kann man nicht anders sagen. Das ist etwas drastisch, aber das müssen Sie sich klar machen.

Ich habe mir die Sache vorgenommen von Hamm und habe dabei erfahren, dass mein guter Lehrer beim Kollationieren doch zum Ende – er war ja sehr krank – ein paar Böcke geschossen hat. Für mich dadurch wichtig: Ich hatte schon mal bei ihm im Unterricht, vor langen Jahren, *Rab tu 'byung ba'i gzhi (pravrajyāvastu)*, gelesen bzw. gehört und hatte von ihm auch immer wieder Hinweise bekommen auf die Überlieferung, was er bisher verstanden hatte. Aber er war nur bis zur Verteilung des *tsheg* gekommen. Da hatte er schon angesetzt. Da habe ich dann diese Ausgabe fertig gemacht. Und die war diesmal sehr umfangreich—ich weiß nicht mehr nach wie vielen Textzeugen, auf jeden Fall war es eine ganz schöne Kohorte. Das war alles, was wir damals hatten. Mittlerweile ist es ja so, dass die Leute in Wien noch wesentlich mehr Lokalkanones haben. Die Rolle dieser Lokalkanones und deren Zusammenhänge, darüber hatte man nichts erfahren. Das wusste man vorher nicht, zu der Zeit. Wir hatten nur den Putrak (*phug brag*) und das war schon ein etwas suspektes Möbel. Aber das ist ein richtiger Lokalkanon.

Daraufhin habe ich also Kanonforschung gemacht und habe mich da also wirklich über Jahre getummelt. Ich habe in der Zeit die zuvor erwähnte Drucktechnik vorgestellt, auf dem Orientalistentag in Berlin. Ich trug das vor und dachte, „So, das hat kein Mensch verstanden!“ (lacht).

IN: Wann war das? Wissen Sie das noch?

HE: Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Es muss so um 1980 gewesen sein. Und dann kam plötzlich nach dem Vortrag ein alter Herr zu mir. Es stellte sich heraus, dass es Ernst Waldschmidt war. Da sagt er: „Hätten wir das geahnt, was Sie uns da vorgetragen haben, Herr Eimer, da wäre einiges anders gewesen!“ (lacht) Das fand ich sehr schön! Und dann habe ich weiter gewurstelt in Kanjursachen. Ich habe die Kataloge aufgearbeitet. Im Grunde nach dem alten Motto des Mongolisten Walther Heissig: „Wenn einem was vor die Flinte läuft, muss man schießen!“ Es geht nicht anders. Und ich habe mir wirklich Mühe

gegeben das zu machen. Und ohne die Hilfe meiner Frau wäre da auch vieles absolut nicht möglich gewesen. Sie hat mir die Korrekturen gelesen und das ist schon wahnsinnig wichtig.

IN: Sie haben erwähnt, dass immer wieder auch Wissenschaftler aus dem Ausland nach Bonn kamen. Haben Sie da noch Namen parat?

HE: Im Grund fast die ganze Crème de la crème der 1960er und 1970er Jahre. Fangen wir an mit Nicholas Poppe, Denis Sinor, dann Rolf Stein aus Paris. Hugh Richardson. Ein ganz toller Mann, den ich sehr verehrt habe und mit dem ich auch noch lange weiterhin Kontakt hatte und von dem ich auch manches lernte. Dann aus China Professor Wang Yao für Alt tibetisch. Da musste ich sogar Vorlesungsassistent sein, dass der alles gemacht bekam, was nötig war.

IN: Professor Wang Yao wurde als Gastdozent eingeladen?

HE: Richtig. Dann hatten wir von der Buddhismuskunde Edward Conze. Der war auch hier. Dann aus Japan verschiedene Herren. Am meisten fällt mir noch ein Jikido Takasaki oder Akira Yuyama. Aber auch jüngere Japaner, Takayoshi Matsumuro und dergleichen mehr. Verschiedene kamen auch nur kurz zur Durchreise, um gewisse Dinge hier einzusehen. Von der Mongolistik und generell Ungarn kamen vielen Leute, wie z.B. András Róna-Tas oder Uray Géza. Aus Jugoslawien Radoslav Katičić, das war ein Indologe, den ich aber auch betreuen musste. Das fiel übrigens auch in mein Gebiet als Hilfskraft. Die ganzen Leute zu betreuen.

Ach, das war nach der eigentlichen Zeit als Hilfskraft, da kam der gute Alex Wayman vorbei! Ah, da gibt's ne schöne Story! Alex Wayman konnte etwas Deutsch. Stand vor dem Beethoven-Denkmal auf dem Bonner Markt und hatte einen Studenten mit sich als Führer. Und da las er die Inschrift des Denkmals: „Geb. zu (Bonn). *Geb.*, that is short for being born. But what means zoo?“

Auch eine ähnliche Story von Wang Yao aus seinem Unterricht: „Do you know what the word Puron (*phug ron*) means? Puron means dove.“ Die Übersetzung von Dove als Taube ist nicht gewöhnlich im Deutschen. Man liest sonst Pigeon. Er sagte Dove. „Do you know? You don't? Here, in the market. There are doves. People in the market, they feed them, which means they eat them“. (lacht)

IN: Ich würde gern noch zu Pema Tsering etwas fragen wollen. Aus der Geschichte von Heissig weiß ich, dass es damals ja schon üblich war, dass man im Tandem gearbeitet hat, oder?

HE: Ja, natürlich. Ich habe ja eine Reihe von Aufsätzen gemeinsam mit Pema Tsering geschrieben. Dazu ein wichtiger Aufsatz *The'u rang mdos ma*, ein Aufsatz über kleine böse Geister, der für die Religionswissenschaft ganz interessant war. Denn darüber hatte bisher niemand geschrieben. Dann habe ich auch andere Sachen mit Pema Tsering gemacht. Ich habe auch Sachen mit Loden Sherab Dargyab gemacht. Wir hatten noch Jampa Lobsang Panglung hier vor Ort in Bonn. Er war Lektor und hat dementsprechend nicht allzu viel geschrieben. Er hat was zusammen mit Walther Schubring zu dem Inhalt eines Chörten oder so geschrieben. Also das war ganz normal und üblich das mit Tibetern zusammen zu machen. Nur die wirkliche Zusammenarbeit war mir nur begrenzt möglich wegen meiner schlechten Sprachkenntnisse.

IN: Haben Sie sie damals auch Helga Uebach in Bonn kennengelernt?

HE: Nein, aber auf den Tagungen. Ich habe in der Zeit mindestens 15 Tagungen absolviert. Die erste Tagung war das *International Seminar for Young Tibetologists* in Zürich in 1977.

Mein Vortrag war der erste europäische Vortrag über Atiśa. Davor war ein tibetischer Vortrag gesetzt worden. Ich habe alle IATS-Tagungen, die im westlichen Europa stattfanden, mitnehmen können bis 2009 in Königswinter.

Der Deutsche Orientalistentag gehörte ebenfalls zu den Tagungen dazu, die ich besuchte. Hier in Bonn gab es die Bonner Internationale Altaistik Konferenz (BIAK). Das waren kleine Arbeitstagungen. Das war sehr interessant. Da habe ich auch einmal einen Vortrag gehalten zum Thema „The fear of being reborn as a pig“.

IN: Und wie kam denn der Vortrag an?

HE: Den fand man ganz nett. (schmunzelt)

IN: Wie war denn die Atmosphäre auf diesen Tagungen?

HE: Sehr persönlich. Maximal 50–60 Leute, nicht so große mammutartige Konferenzen wie heute. Obwohl das auch nötig ist. Man muss sich einfach treffen. Durch die Tagungen habe ich auch alle wichtigen Vertreter der Tibetologie kennengelernt.

Ein weiterer Punkt, der meine Tätigkeit sehr bestimmt hat, war das Briefe schreiben. Die Briefe waren einerseits Fragen nach Textquellen und Materialien. Das war damals noch viel schwieriger. Es kamen dann auch häufig Anfragen von jüngeren Kollegen. Amy Heller hat mich auch mal nach Materialien gefragt, die ich zufälligerweise in die Finger bekommen habe und ich habe auch grundsätzlich Materialien verfügbar gemacht, wenn wir welche in Bonn hatten. Das

beruhte auf Gegenseitigkeit. Die Liberalität, die wir in den Jahrzehnten hatten, die war unheimlich großartig. Man wusste, die machen sich Mühe und arbeiten das sinnvoll auf.

Ich habe mir noch ein paar Dinge aufgeschrieben, die ich Ihnen im Interview mitgeben will: Die Sache mit der Originalquellenbeschreibung nach dem Grundschemata der Textkritik. Es handelt sich dabei um die solide Beschreibung der Handschriftsrichtquelle des Blockdrucks nebst einem Nachweis des Herkommens.

Denn das Wichtigste ist die Einordnung der Handschrift in das Schema der Überlieferung, d.h. genaue Lesart-Analyse, Feststellung dergleichen, was sehr wichtig ist und sich auch nachweisen lässt in den *dkar chag* Texten zum Beispiel, das spielt auch eine Rolle, gerade bei buddhistischen Texten, dem Blockdruck—das war im Grunde alles klassische Philologie. Ausgaben von mir, die man vielleicht als Einstieg in textkritische Arbeiten betrachten kann, sind die *Bodhipathapradīpa*, die *Byang chub lam sgron ma*, dann *Rab tu 'byung ba'i gzhi*, die Ausgabe des *pravrajyāvastu*, und der ganze Zweig der Lokalkanones und schließlich „Sa skya legs bshad“. Ich hatte die *Sa skya legs bshad* vor langer, langer Zeit angekündigt, dass das kommen würde—es sollte mit Prof. Hahn zusammen passieren, doch Hahn starb noch vor Fertigwerden der Ausgabe, die ich ihm aber noch gezeigt hatte, kurz bevor er starb.

IN: Das waren Sakya Panditas *Legshé* in kommentierter Übersetzung?

HE: Nur die Textausgabe. Justament der Text. Das ist aber schon ein Bändchen von über 200 Seiten. Weil sie ja im Grunde jeder Lesart nachgehen müssen, sie müssen sie verzeichnen, sie müssen versuchen sie einzuordnen und dann auch noch die Gesamtübersicht.

IN: Sie hatten sich für eine philologische Laufbahn in Hamburg entschieden mit ihrem Grundstudium und sind dann in verschiedene Interessengebiete eingetaucht?

HE: Klassische Philologie mit Erweiterung zur Sprachwissenschaft. Als die Indologie und Tibetologie einfach zu viel wurden, und ich auch noch in andere Gebiete reinschauen musste, habe ich Latein abgewählt, Griechisch blieb, und ich habe also meinen Magister in Indologie, Tibetologie und Klassischem Griechisch gemacht bei Professor Hamm. Das Klassische Griechisch habe ich dann für den Doktor abgelegt und habe dann Orientalische Kunstgeschichte gemacht. Die Orientalische Kunstgeschichte konnte ich mehr oder weniger aus dem Ärmel schütteln, weil ich bei Professor Alsdorf all diese Dinge bereits mitbekommen hatte. Alsdorf lehrte die Indologie nicht nur vom Text. Der hat uns also ganz schön in die indischen Realien eingeführt, die Realien der Antike aufgezeigt, aber auch gesagt: „Wie war das denn, wenn der Sahib nachts schlafen wollte und es war heiß?“ Da musste einer an der Strippe ziehen und da wurde ein Vorhang quer durch das Zimmer geführt, das gab eine Luftbewegung, das war die Art

des Ventilators vor 200 Jahren. Wer weiß denn so was? Das muss man von einem guten Lehrer erfahren. Alsdorf war in der Hinsicht universell.

IN: Über den Zugang zur Sprache kam dann auch das Interesse am Buddhismus für Sie, oder?

HE: Buddhismus-Sachen, das muss ich ganz ehrlich sagen, bin ich sehr von Professor Hamm beeinflusst. Hamm wollte sich in Pāli habilitieren und hatte schon Vorbereitungen gemacht, doch dann kam was dazwischen, und deswegen haben wir sehr viel Pāli gemacht. Ich konnte Pāli besser lesen als Englisch. Pāli-Jātakas—das war eine herrliche Bettlektüre. Ich weiß nicht, ob Sie so etwas kennen?

IN: Ich habe viele Jātakas im Studium aus dem Tibetischen ins Deutsche übersetzen dürfen. Auf jeden Fall sind das herrliche Geschichten!

HE: Ja, da hatte ich dann die Jātaka-Sammlung in der Ausgabe von Viggo Fausböll. Da gibt es ja 500 Stück und die konnte man so runter lesen, das war sehr nett.

Ich bin von Hamm sehr auf Pāli-Buddhismus eingestellt gewesen und deshalb geht auch meine Magister-Schrift vom Pāli-Buddhismus aus und ist vielleicht auch etwas schwach auf der Brust im späteren mahāyānischen Bereich. Aber im mahāyānischen Bereich spielen die Dinge, die in Pāli wichtig sind, keine so entscheidende Rolle. Die Begriffsgruppen des Pāli-Buddhismus bei der Philosophie fallen mehr oder weniger hinten runter. Sie brauchen eben die Vier Heiligen Wahrheiten für den Buddhismus, sonst geht das natürlich nicht, aber man geht darüber hinaus. Dabei ist es wichtig, dass man bei den Begriffsgruppen die verschiedenen Bilde-Schemata unterscheidet, all solche Sachen habe ich mir ausgesucht. Und das Ganze hat den Zweck darauf hinzuweisen, dass man formal Argumente finden muss, um der Frage nachzugehen: „Was ist das Ältere?“ Und da gibt es Stücke, die älteren Texte des Pāli-Buddhismus und finden, da ist ganz was Modernes drin ist. Das ist anders als die normalen Interpretationen des gleichen Begriffsfeldes. Also ich bin durch den Pāli-Buddhismus geprägt worden von Professor Hamm. Aber ich habe natürlich auch mein Mahāyāna gemacht.

IN: Finden Sie das wichtig, dass man diese indischen Elemente in der tibetischen Kultur oder in den tibetischen Schriften als solche direkt auch identifizieren kann?

HE: Ja! Man muss das sogar tun. Ich meine es wäre unehrlich, es nicht zu tun. Genau wie wir uns hier in unserer Kultur auch klar sein müssen, inwieweit wir doch von römischen Einflüssen abhängen. Unsere Sprache braucht sehr viel Römisch, vom Griechisch ganz zu schweigen, das ist eine andere Sache. Das ist also keine direkt inhärente Sache, sondern das Griechische ist ja

aufgepfropft durch die Gelehrten der Zeit. Im Tibetischen sollte man sich immer wieder bewusstwerden, was dahintersteckt. Denn sonst verstehen wir nicht, was eigentlich auch die Tibeter, die tibetischen Übersetzer verstanden haben. Wir müssen denen sozusagen über die Schulter gucken.

Meine Frau und ich, wir haben lange Zeit sehr intensiv mit Herrn Prof. Hans-Joachim Klimkeit zusammengearbeitet. Wir haben für ihn gemeinsam eine kleine Buchreihe redigiert, die *Arbeitsmaterialien zur Religionsgeschichte*. Die erste Publikation war meine Magisterarbeit, die da drin erschienen war. Aber da haben wir ein weiteres Dutzend Bücher veröffentlicht und dadurch hatten wir einen sehr engen Kontakt zu Professor Klimkeit. Wir haben uns auch einiges an Quellen, Informationen usw. zugespielt. Es war ein sehr enger Kontakt zu Klimkeit. Überhaupt hatte ich mit vielen Kollegen-Kollege ist übertrieben bei Klimkeit—mit vielen Fachleuten immer engen Kontakt und ich habe das auch gepflegt. Die Ordner meiner Briefe, wenn sie noch bestehen würden, wären wahnsinnig dick.

IN: Sie haben schon so ein bisschen angeschnitten, dass es eine Verschiebung des Diskurses gab. Sie kommen aus dieser sehr klassischen Philologie, haben aber durch ihre Arbeiten am Kanjur auch festgestellt, dass historische Überlegungen zu den Quellen wichtig sind?

HE: Ja, das ist auch wichtig. Das ist eine zusätzliche Sache. Textkritik ist die Grundlage für die Textarbeit, aber wir müssen auch bei der Textarbeit sehen, dass wir quellenkritisch herangehen und uns ansehen, wo sind diese Texte z.B. zum ersten Mal als vorhanden bezeugt. Denn der Kanjur ist ja nicht flink zusammengeschmiedet worden in einem Konzil, sondern es ist zusammengewachsen. Und da gibt es dann verschiedene Schichten. Und man wird mit der Zeit wahrscheinlich auch dazu kommen, wenn man genügend Zeit und Energie darauf verwendet, sich über die Genese der kanonischen Sammlungen klarer zu werden als bisher. Bisher ist da fast nichts bekannt.

Aber was steht im *Dkar chag 'phang thang ma*, dem Katalog aus dem 8./9. Jahrhundert? Was für Texte sind dort verzeichnet? Ich habe jetzt eine Veröffentlichung mithilfe meiner Kollegin aus Göttingen, Frau Dr. Sieglinde Dietz, fertiggestellt. Ich schreibe möglichst nichts mehr allein, weil ich zu schwach bin. Sie ist auch eine großartige Fachkraft, die auch im Tibetischen gut Bescheid weiß.

Ich hatte zunächst einen Text aus kleinen Handschriften, dann aus dem quasi-Kanjur, den Lokalkanones, gefunden und dieser Text steht auch in der *Bka' gdams glegs bam*, nur der Bearbeiter des Katalogs zum *Glegs bam* hat das nicht erkannt—konnte es nicht erkennen. Und ich konnte dann auch noch ein Turfan-Fragment als zu dem Text gehörig identifizieren und damit war die Sache klar: der Text ist seit dem 9. Jahrhundert in Tibet üblich. Ich habe die Vermutung, dass da ein bestimmter Pāli-Text, ein Madhyamaka-Text, dahintersteckt und da ließ sich auf jeden Fall zeigen, dass man Mithilfe der *Ldan dkar ma*, wenn man sie richtig lesen kann,

auch wieder Bewegung von Texten erkennen kann. Das ist nicht im Kanjur drin, nur in den Lokalkanones, aber wie wächst das? Naja, das sind so kleine Fragestellungen, mit denen ich mich ab und zu gedanklich beschäftige.

IN: War das auch der Zeitgeist? Waren Sie sich bewusst darüber, dass diese Art der Forschungsmethode wichtig wird? Haben das andere Forscher zu der Zeit auch gemacht?

HE: Nein. Meine Entwicklung ist, glaube ich, ziemlich einsam und diese ganzen Überlegungen ergaben sich im Grunde für mich aufgrund meines Hintergrundes. Der Hintergrund ist eben klassisch-philologisch. Ich habe etwa Aischylos in der Arbeitsgemeinschaft in der Schule gelesen und hatte im Grunde schon Grundlagen des Griechisch-Studiums im Topf. Und ich habe eben auch durch meine akademischen Lehrer, speziell durch Prof. Hartmut Erbse, der auch später hier in Bonn war, gelernt, nämlich dass man einen Text vordergründig liest, aber sich dann überlegt, was eventuell dahintersteckt. Die Geschichte von Lysias—kennen Sie Lysias?

IN: Nein.

HE: Lysias ist ein griechischer Rhetoriker. Der schrieb Gerichtsreden. Und während einem der Seminare, dass ich bei Professor Erbse hörte, sagte er: „Gucken Sie sich diesen Text an, analysieren Sie den mal.“ Zunächst nichts verstanden. Absolut nicht verstanden, was da los ist. Da prügeln sich zwei Herren um einen Knaben. „Wer hat Recht?“, fragt man sich als Leser dieser Geschichte. Dieser oder jener? Im Endeffekt merkte ich, aber erst nach ganz genauer Analyse, das sind beides zwei Windeier, die sich da prügeln. Das sind zwei—ja, wie nennt man so was—Filous. Aber da muss man einen Text ganz genau, bis auf die letzten Kommas, ansehen. Und das ist eben das, was man beim Erstverstehen der Texte gar nicht machen kann.

Andererseits, mich drängt das, das ist auch der Punkt, weshalb ich auch bei *Bodhipathapradīpa* erst mal Schwierigkeiten hatte. Ich habe bei jedem Text zunächst gedacht: „Was ist denn das?“ Und so ist es mir auch gelungen die Sache mit diesem kleinen Textchen aus Stockholm, dieses Gebet um die Wiedergeburt eines Jebtsundamba Khutukhtu, zu identifizieren, dass das ein Aufschrei gegen die Sowjetisierung der Mongolei war. In den 1920er Jahren, Sie wissen ja das war eine ganz schlimme Zeit, das waren diese Zirkel der Mongolen, die sich dagegen gewandt haben usw. Das fällt in dieselbe Kategorie. Nur, man muss die Sache bis ins letzte Fitzelchen hinein betrachten und da hilft manchmal eine solche Lesart.

IN: Aber gerade bei der Lesart, hat Ihnen da die Zusammenarbeit mit Pema Tsering z.B. geholfen? Und wie sah das auf praktischer Ebene aus? Haben sie zusammengesessen und gelesen?

HE: Nein, ich habe gesagt: „Was heißt das? Können Sie mir das mal genau sagen? In welchen Bereich geht das—in den geistlichen usw. Schreiben Sie mir das mal auf.“

Ich habe auch den Mari Tulku zeitweilig gehabt als Helfer, aber nur ganz kurz. Da schrieb man sich das gegenseitig auf, weil ich das eben mit dem Hören nicht hinbekam. Und dann guckte man diese Dinge anschließend an und arbeitete das durch.

IN: Auf Tibetisch oder Deutsch aufgeschrieben?

HE: Das Tibetisch hatte ich von Tibetern und ich schrieb mir dann die deutsche Sache dazu, bzw. er übersetzte mir das oft nicht, deutete an, was das ist.

IN: In welcher Sprache?

HE: Auf Deutsch oder Tibetisch, wie es gerade passte. Und da musst man noch etwas dazuschreiben. Das war ein Vorgang, der sehr sehr mühsam hin- und herging. Und bei manchen Dingen kam Pema Tsering auch nicht weiter.

Aber ich schiebe mir das selbst in die Schuhe. Das lag an mir. Ich weiß genau, dass ein Mensch, wie z.B. Dieter Schuh, der nun wirklich gut Tibetisch kann – oder auch sonst wer von den jüngeren Leuten, die sehr gut gesprochenes Tibetisch können – die haben die Assoziation, das könnte auch etwas anderes bedeuten und dann sind sie drin. Ich bin nicht drin, ich hänge von den einzelnen Wörtern ab. Ich habe Tibetisch nach den Buchstaben gelernt. Das war der Nachteil für diese Ausdeutung. Das war der Vorteil für die Textkritik. Denn so merke ich, was los ist. Jetzt habe ich einen Text, eine Handschrift, vorliegen, ich puzzele noch so dran rum, richtig arbeiten kann ich ja nicht mehr... Da habe ich schrecklich viel archaische Beschreibungen drin. Da fragt man sich: „Ist das echt? Oder ist das oktroyiert, also manövriert—das gibt es ja. Also gucken, überlegen – das sind so bestimmte Sachen – und zum Weiterkommen gibt es verschiedene Wege. Sie müssen sich jedes Mal einen neuen Weg suchen.“

IN: Ich glaube, dass Sie wiederum den Vorteil hatten, dass Sie diese Sanskrit-Tibetisch Kombination hatten. Ich vermute, dass das gerade für kanonische Texte sehr von Vorteil ist, oder?

HE: Für das Verstehen der Texte ist das dringend nötig oder auch für das Feststellen, ob an der Stelle das Wort, das dasteht, wirklich richtig ist. Aber für die eigentliche Textkritik brauchen Sie

das nicht so sehr. Wenn Sie Sanskrit aus dem Tibetischen rekonstruieren, das ist eine Sache, da habe ich mich mit mindestens zwei, wenn nicht sogar drei Aufsätzen dagegen gewandt, weil ich aus dem *Bodhipathapradīpa* Verse plötzlich in Sanskrit-Handschriften wiederfand, bzw. durch Kollegen darauf hingewiesen wurde. *Bodhipathapradīpa* besteht aus 200-soundsoviel Zeilen und ich glaube in etwa 40 Zeilen sind Sanskrit-Dinge vorhanden. Der Unterschied ist ganz enorm. Ich habe auch in verschiedenen Stellen darauf hingewiesen, dass da absolut erzählt wurde, weshalb das so ist. Sanskrit hat ein festes Metrum. Wenn Sie einfach nur die tibetische Entsprechung hineintippen und dann einen Satz daraus bauen, ist die Metrik zum Teufel. Das sind so Dinge, also Restitutionsen von Sanskrittexten aus dem Tibetischen, die halte ich für äußerst problematisch.

Gut, wenn der Text ein kanonischer Text aus Versatzstücken ist, also ein typisches Sutra, wie das *Prajñāpāramitā-sūtra*, wo die einzelnen Begriffssachen durchdekliniert werden, da haben Sie Standardformen und die sind richtig, die dürften stimmen. Aber sobald das nicht mehr Standardform ist: aus! Das habe ich übrigens auch Professor Hahn verschiedentlich herausgestellt. Es gibt auch Dinge, wie die Irrtumsrisiken bei der Schrift. Sie kennen die normale Schrift, das *dbu can*. Sie kennen die Kursivschrift (*dbu med*) und sie kennen Abkürzungen und Zusammenschreibungen—all das kennen Sie. Es gibt Fälle, wo eine Abkürzung oder eine Abbrüviatur oder eine Zusammenschreibung anders aufgelöst wird—und schon ist die Sache eine völlig andere.

(Er notiert etwas...) Lesen Sie mal bitte.

IN: M-E-R, mer.

Was heißt das?

IN: Zum Feuer?

HE: Könnte man sagen. Wenn sie das als Zusammenschreibung lesen, ist es *med par*, „nicht sein“ oder aber, noch eine Möglichkeit, *mar me* „Butterlampe“ – verschiedene Auflösungstechniken, nur für eine Silbe—ist das nicht schön?

IN: Auf jeden Fall!

HE: Auch das muss man wissen. Das kann auch einem guten Tibeter passieren. Das sind die Irrtumsrisiken und so weiter. All das habe ich auch immer wieder versucht herauszustreichen, dass die für die Überlieferung der Texte entscheidend sein können. Gerade dann für die Überlieferung der dichterischen Texte, die wir im Buddhismus haben – da gibt es ja große

Mengen – auch im Kanon und auch außerhalb. Und damit kann man auch spielen. Weil dieses Beispiel habe ich mit Prof. Hahn mal diskutiert. Er fand das auch ganz witzig.

IN: Sind Sie mal nach Indien gereist, oder in die Mongolei oder ähnliche Gebiete?

HE: Ich bin gesundheitlich sehr schwach. Ich habe schon als Kind häufig Schwierigkeiten gehabt. Ich bin aber gereist bis an den Hellespont, also bis nach Griechenland. Da habe ich meine Erfahrungen gemacht. Da habe ich eine Reise gemacht, um zu hören, wie Neugriechisch ist und spricht und wie Griechisch überhaupt ist im Verhältnis zum Altgriechischen—um das zu verstehen. Da bin ich als Tramp durch Griechenland gezogen. Das habe ich gekonnt. Aber ich habe nie Europa verlassen und ich werde aus nicht verlassen. Man hat mich öfter nach Japan eingeladen. Ich weiß es könnte gehen, es muss aber nicht gehen. Ehe ich mich da zu sehr einer Sache aussetze—ich habe keine Reisen gemacht in dem Sinne.

IN: Wohin sind Sie in Europa gereist? Auch in die Schweiz?

HE: Ja, da bin ich. Mitteleuropa kenne ich. Ich bin nach Wien gekommen, ich bin nach Ungarn zur Csoma de Kőrös Konferenz, bin nach Schweden dreimal innerhalb eines Monats; Norwegen, England, Frankreich: ins Musée National und Musée Guimet—da gibt es einen Blockdruck von den verschiedenen Dhāraṇī in Mongolisch, Tibetisch usw. Den hatte ich dann auf der Fensterbank des Museums geknipst—grausig. Der Eimer macht manchmal komische Sachen... Ich war technisch sehr geschickt. Und ich bin auch in Spanien gewesen, bis nach Barcelona, quer durch die Pyrenäen mit dem Bus gefahren, das habe ich hingekriegt.

IN: Wie haben Sie das damals in der Schweiz wahrgenommen? Ich frage deshalb, weil heutzutage oder in den letzten Jahren ja diese Unabhängigkeitsbewegung Tibets—auch in Deutschland gerade zum 10. März—medial präsentiert wird. Und ich kann mir vorstellen, Sie sind jetzt Ende der 1950er, Anfang der 1960er nach Bonn gekommen, dass daher die Exilgemeinschaft der Schweiz gerade erst anfang sich zu strukturieren, organisieren—haben Sie da irgendwie etwas mitbekommen? Vielleicht auch in Bonn?

HE: Wir haben hier in Bonn die Deutsch-Tibetische Kulturgesellschaft gehabt, aber es läuft auch der Verein der Tibeter in Deutschland - ich weiß zwar nicht, wie weit der läuft. Ich kenne die Tibet Initiative, die in Berlin läuft, aber Weiteres ist mir nicht bekannt. Tsewang Norbu, der war eine Zeitlang in der Bonner Bibliothek tätig, der ist jetzt einer der führenden Leute der Tibet-Initiative.

IN: Genau, Tsewang Norbu leitete die Tibet Initiative in Berlin bis 2018.

HE: Also da habe ich also nichts weiter gemacht. Die Tibet Initiative kriegt ihr Jahresbudget von mir, was sie braucht, kriegt die was von mir. Die haben damals ja protestiert, dass ich mich engagiert habe, bei der Ausstellung in Essen. Da habe ich am Katalog mitgearbeitet auf Bitten eines Kölner Kollegen.

IN: Welche Ausstellung war das?

HE: „Tibetische Klöster öffnen ihre Schatzkammern“. Da waren die Tibeter etwas ärgerlich, dass ich da an dem Katalog mitgearbeitet habe. Und dann habe ich ja hier 1996 die Ausstellung in der Bundeskunsthalle „Weisheit und Liebe. 1000 Jahre Kunst des tibetischen Buddhismus“ mitgewirkt—die war großartig! Da war natürlich Robert Thurman mit dabei, der konnte was!

Ich hatte auch noch Kontakt nach Australien gehabt, also Kontakt in dem Sinne: Bonn war ziemlich zentral für die Zeit, das haben wir natürlich im Laufe der Jahre, 5 Jahre, jetzt verloren, speziell der Wechsel von Frank-Richard Hamm auf Claus Vogel. Vogel hielt sozusagen die Stellung. Dann fiel aber Walther Heissig als Motor aus. Das haben weder Prof. Klaus Sagaster noch Prof. Michael Weiers irgendwie ausgleichen können. Weiers hat gewiss fachlich einiges geleistet, Sagaster durchaus auch, aber vieles konnte nicht geleistet werden und dann war Michael Hahn nach Marburg weggegangen. Hahn war wissenschaftlich ganz enorm und auch administrativ, der hatte sehr viele Kontakte nach Japan. Die Kontakte nach Japan, die er hatte, die bröckeln jetzt leider langsam ab. Ich habe selbst keine neuen Kontakte schließen können, weil ich auch kein Japanisch kann. Und man muss bedenken: Ich bin ja gesundheitlich angeschlagen. Deswegen bin ich auch nur sehr begrenzt einsatzfähig, aber ich habe trotzdem brav vorm Schreibtisch gesessen. Denn was ich so alles geschrieben habe, das schreibt man nicht so nebenbei.

IN: Eine Frage, die wir jedem unserer Interviewpartner stellen: Was hat Ihnen persönlich ihre Karriere in der Tibetologie gebracht? Oder wie hat es Ihr Leben bereichert?

HE: Bereichert, dass ich ab und zu gesehen habe, dass das, was ich arbeite, nützlich ist. Das ist mein Hauptziel gewesen, denn ich habe gesehen, wie viel Leute irgendwas tun und da ist nichts dahinter. Diese Arbeiten haben einen gewissen Impact—hoffe ich jedenfalls. Ich habe ein paar Mal eine Rückmeldung bekommen—ich erzählte Ihnen das Treffen mit Herrn Waldschmidt. Dann hatte ich mal einen Beitragspunkt, der mir sehr wichtig war: Wir hatten eine Tagung in Wellen bei Wien und da wurde eine eigene Veranstaltung angekündigt namens „brief communications“. Ich war in der Zeit an Kanjur-Sachen dran und habe mir dann überlegt: „Trägst du doch mal was vor, vor versammelter Mannschaft, schauen was die dazu sagen.“ Es gab damals einen Folienprojektor und es gab Farbstifte. Da habe ich eine Entwicklung der

Überlieferung des Kanjur vorgetragen. An sich waren die einzelnen Beiträge auf 10 Minuten begrenzt.

IN: In nur 10 Minuten?

HE: Können Sie sich vorstellen? Hinterher waren die Leute sehr happy und gingen zum Kaffee über oder zum Abendessen. Das war eine der großen Höhepunkte, die ich erlebt habe. Natürlich habe ich sonst noch vieles an Feedback erlebt. Und das Wichtigste ist mir: Es gibt ein paar Leute, die sich als meine Schüler bezeichnen können – ganz wenige – und die haben noch Treue zu mir, jedenfalls viele davon.

IN: Wen genau meinen Sie da?

HE: Zum Beispiel Frau Petra Maurer und so verschiedene mehr. Bonner Indologen aus den Jahren kennen mich. Da sah man, dass man etwas Brauchbares, Nützliches geleistet hat, selbst wenn das Fach als solches in der Öffentlichkeit etwas belächelt wird in seiner Nützlichkeit. Das kennen Sie selbst (lacht).

IN: Was hat Sie an Ihrer Arbeit am meisten interessiert? Und was hat Sie am meisten beschäftigt oder am meisten gefordert? Was war die große Herausforderung?

HE: Das Verstehen dieser Dinge, dieser Kultur, was mir der Text sagt und was sich daraus für mich ergibt. Was kommt bei dieser Erzählung heraus? Ich sehe, dass da sehr viel Chinesisch drin ist, es ist auch zentralasiatisch, aber es sind unverkennbar indische Züge, die mir anzeigen, dass es einen indischen Ausgangspunkt hat. Ob das meine Leser begreifen, ist die andere Frage. Und manchmal sind es so herrliche Sachen, wenn man irgendein indisches Wort aus dem Verständnis der tibetischen Übersetzer oder der chinesischen Übersetzer neu versteht. So etwas gibt's, in seltenen Fällen, aber das macht dann Freude.

IN: Unser Projekt ist angelegt für gegenwärtige und zukünftige Studenten, die sich mit Tibet, mit der buddhistischen Kultur und ähnlichen Sachen beschäftigen wollen. Was würden Sie diesen Leuten mitgeben wollen? Haben Sie irgendeine Botschaft?

HE: Das Wichtigste ist und bleibt die Sprache intensiv zu lernen und eben leider auch sich mit dem indischen Hintergrund zu beschäftigen. Denn ohne Indien hätten wir den Buddhismus nicht. Denn auch die späten tantrischen Züge des tibetischen Buddhismus – oder tantrischen Flügel, oder wie man das nennen soll – haben oft einen indischen, tieferen Hintergrund. Und da müsste man verstehen, wenn man in die Region hineingeht. Der tantrische Buddhismus ist so vielfältig und leider eben auch nicht nur durch Sanskrit zu erreichen, sondern Sie müssten mit den

modernen Dialekten Bescheid wissen, was ja Per Kværne, den ich sehr hochachte, hat ja auch das Caryāgīti Manuskript in Apabhraṃśa mit tibetischem Kommentar gemacht, und dann natürlich auch das Jaina-Indisch, da muss man wissen, was sind die Jainas? Was ist Ardhamāgadhī Prakrit, was ist die alte Mahārāṣṭrī Sprache? Da muss man sehr universell arbeiten—es ist im Grunde zu viel, was man wissen müsste. Letztlich, überall, wo man ansetzt und ein bisschen tiefer geht, merkt man das. Von der Tibetologie her müsste man wirklich das gesprochene Tibetisch gut können, was ich nie gelernt habe, und eben auch solide Kenntnisse des Sanskrits, was heute besser möglich ist als zu der Zeit, als wir lernten.

IN: Vielen Dank!